

Die Vorträge begannen mit der Erinnerung an die hervorragenden Mitglieder, welche dem Verein im letzten Jahr durch Tod entrissen worden sind.

Nekrologe.

Nekrolog des Prof. Dr. Christian Gmelin in Tübingen, vorgetragen von Prof. Dr. Quenstedt.

Christian Gmelin weilt nicht mehr unter uns! Mag das heute in diesem Kreise vielleicht weniger empfunden werden — öffentliches Auftreten liebte er nicht — so durften doch auch wir ihn einst den unsern nennen: Unser bleibt er für immer auf einem Gebiete, worin es in Schwaben ihm niemand zuvor gethan hat; unser hier im Geburtsorte seiner berühmten Väter, den er zu einer Pflanzstätte tieferer chemischer Bildung erhob. Denn nur wenige Naturfreunde werden unter uns sein, die nicht viel von ihm gelernt hätten. Mir ist daher eine schwere Aufgabe geworden, die ich nicht ablehnen durfte. Ich weiss es wohl, de mortuis nil nisi bonum, von Todten braucht man ja nur das Gute hervorzuheben, da wir von vorn herein wissen, dass jeder Sterbliche seine Schattenseite hat. Nein, bei Männern von solcher Begabung muss man die Wahrheit sagen, denn sie sollen für die Jünger der Wissenschaft ein unverfälschtes Vorbild sein. Aber was ist Wahrheit auf dem Gebiete der Natur? Ist es nicht der Erisapfel, um den wir im Leben alle streiten, und dessen Urtheil auch uns erst der Tod löst? Und wie soll ich, der ich in die Tiefen der Chemie weniger eingeweiht bin, als mancher der hier Versammelten, die Verdienste eines Mannes schildern, welcher in der Fülle seiner Jahre überall mit an der Spitze stand. Doch habe ich das Eine vor Manchen voraus: — ich durfte mich zu seinen Freunden zählen, Blicke thun in sein tieferes Innere, zuweilen noch dann, wenn es müde von der Last des Lebens ahnungsvoll hinüberschweifte in das dunkle Jenseits. Da klang keine Saite nach der vermeintlichen Erregungenschaft: ich weiss, dass aus mir nichts wird! Sondern wie der ächte Weise ergab er sich in sein Schicksal, das unserer Forschung ein stetes Geheimniss bleiben wird. „Aber komme, was da wolle, wie es ist, so muss es am besten

sein.“ Wie sollten wir das auch von einem so innerlich Begabten, der das wunderbare Treiben der Natur bis zu den chemischen Anfängen stets mit einer gehobenen Regung beleuchtete, anders erwarten? Jedes neue Gesetz war ihm ein Fingerzeig von der Aermlichkeit unseres Wissens. Ein solcher Mann konnte nicht bloß in seiner Chemie aufgehen, konnte nicht bloß experimentiren und analysiren, oder sich gar unter einer dicken Schicht gelehrter Excerpte begraben. Nein, ward ihm die Last zu schwer, so wurde ein Theil bei Seite gestellt. Aber was er in die Hand nahm, das hat er gut gemacht. Wir dürfen der Nachwelt sagen, dass es keinen selbst im grossen deutschen Vaterlande unter den Zeitgenossen gab, der den Kern der Chemie klarer aufgefasst, geistreicher und anregender wieder gegeben hätte, als unser verstorbener Freund. Sprach er auch im gewöhnlichen Umgange nicht viel vom Fach, um so lebhafter wurde er angeregt, wenn man ihn um Belehrung anging: schon seine einnehmende Beredtsamkeit konnte dem Fremden dann beweisen, dass trotz aller Nebendinge, die ihn fesselten, doch die Wissenschaft allein ihm das Höchste blieb. Fand dieses noch in seinen letzten Jahren Statt, wo durch mannigfaltige Schicksalsschläge und langwierige Beschwerden die Kraft des Körpers sichtlich gelähmt war, wie muss es da erst in seiner Jugend gewesen sein, wohin wir jüngere ihn nicht mit eigenem Auge verfolgen können. Ich habe den Verstorbenen schon hochschätzen gelernt, noch ehe er mir persönlich bekannt war. So oft mein Gönner und Lehrer Weiss in Berlin von Tübingen erzählte, war Ch. Gmelin der Gegenstand; seine Biederkeit und Offenheit gepaart mit Talent und Wissen hatte dem jungen noch nicht 23jährigen Schwaben in der Metropole deutscher Bildung gar schnell die innigste Zuneigung erworben. Kaum war Klaproth 1817 todt, so dachte man ernstlich an ihn, zu einer Zeit, wo die meisten kaum die ersten Zeichen von Anerkennung sich zu erringen vermögen. Was andern im gewöhnlichen Umgange nicht selten schadet, schlug ihm in eine lebenswürdige Seite um. Genug, Weiss schwärmte für das furchtlose und treue Wesen seines Freundes, und war nur zu geneigt,

dem ganzen Schwabenlande gut zu schreiben, was sich hier in der Seele einer seiner treuesten Söhne auf originelle Weise vereinigt fand.

In Berlin herrschte Jahrzehnte hindurch ein Mann, den Humboldt wiederholt den grössten Geologen des Jahrhunderts genannt hat, und was Geist anbetrifft gewiss mit Recht. Es war Leopold von Buch, aus uraltem märkischen Adel. Der hatte sein ganzes Leben an die Wissenschaft gesetzt, sie war ihm sein Eins, war ihm sein Alles. Aber wehe, wer das Missgeschick hatte seine Ideen mit andern Ansichten zu kreuzen, der wurde niedergedonnert, selbst ein Humboldt konnte solcher Wucht nicht widerstehen. Nur Ch. Gmelin ward mit ihm fertig, verkündete mir Weiss einst mit bedeutsamer Miene. Buch hatte in London, als er dort 1816 seine wissenschaftlichen Triumphe feierte, Gmelin kennen gelernt und hier in Tübingen oft wieder aufgesucht, wo er eines Tages durch einen voreiligen Sprung aus dem Postwagen im Burgholze das Unglück hatte, den Arm zu brechen. Jetzt war beiden Freunden Zeit und Raum gegeben, sich bis ins Innerste kennen zu lernen. Damals, geht das Gerücht, sei auf einer geologischen Excursion der märkische Edelmann mit dem Tübinger Bürger nicht über Wissenschaft sondern über Politik derartig aneinander gerathen, dass sie auf freiem Felde in Zorn und feindlichen Geberden gegenseitig den Rücken gekehrt, um sich auf ewig nicht wieder zu sehen. Buch sei über diese ungewohnt kräftige Reaction ganz verblüfft gewesen. Aber kaum sind beide sich aus dem Gesicht, so schlägt auch beide schon die Reue, sie kehren um, konnten sich jedoch zur Strafe erst nach einigen Irrfahrten wieder versöhnlich die Hand reichen. Vergessen wir auch bei solchen Erzählungen des alten Virgil nicht, wie die böse Fama

mobilitate viget viresque acquirit eundo,
so liegt darin doch ein öffentliches Urtheil, was Beide schliesslich ehrt. In den Freunden spiegelt sich der innere Werth des Mannes, deshalb war der Bund des grössten Geologen und des geistreichsten Mineralogen unserer Zeit mit dem jüngern Tübin-

ger Chemiker gewiss nicht zufällig. Mochte auch der Name Gmelin, der ein seltenes Beispiel in der Geschichte der Wissenschaft, durch 4 Generationen hindurch volle 1 $\frac{1}{2}$ Jahrhunderte gegläntzt hat, dazu den ersten Anstoss geben. Denn unser

Christian Gottlob Gmelin, geboren 12. October 1792, war der Urenkel von Johann Georg, 1674—1728 Apotheker und Akademiker zu Tübingen, der aus der Schule von Hjärne seiner Zeit schon als ausgezeichnete Chemiker galt. Für uns schwäbische Petrefactensammler hat er noch eine ganz spezifische Bedeutung, denn er war, wie Ehrhart mittheilt, der Mann, „dessen vortrefflicher Schatz von Fossilien alles darbietet, was das lithologische Schwaben birgt.“ Es ist das zwar viel gesagt, doch wie weit es ging zeigt jener herrliche Unterkiefer vom Mammuth, der schon damals im Rhein bei Mannheim aufgefischt, seinen Weg in das Cabinet des ersten Gmelin fand. Er, der Sohn eines unbekanntes Schulmeisters von Münchingen bei Leonberg, war daher der würdige geistige Stammvater einer Reihe von Gelehrten, worauf das ganze Schwabenland stolz sein darf. Die uns allen wohlbekannte Apotheke an der Markt- und Hirschgassenecke, welche leider vor wenigen Jahren ihr Schild änderte, war das Geburtshaus unseres Freundes, das direct vom Urgrossvater durch den Grossvater Johann Conrad, 1702—1759, und den Vater Christian Gottlob, 1749 bis 1810, auf ihn vererbte. An diese Apotheke knüpft sich also zur Zeit der erste und letzte Name jener thätigen Schriftsteller auf dem Gebiete der Chemie. Das väterliche Haus, von mütterlicher Seite mit Cotta in der Münzgasse verschwistert, galt als ein Mittelpunkt geistigen Verkehrs, wo man in bürgerlicher Wohlhabigkeit aber nichts destoweniger einfach lebte. Dort schon hatte der feurige Knabe Eindrücke aufgenommen, die ihn bis zum Ende seiner Tage bewegten. Ach, wenn er von jenen guten alten Zeiten redete, wenn er Stundenlang Worte recitirte, wie sie hier und dort aus dem Mund seiner Lehrer und sonstiger Universitätsoriginale, die jetzt immer seltener werden, gefallen waren, wie heimelte einen das an, und wie musste man staunen, dass selbst das scheinbar Unbedeutendste, Dinge, die Hun-

derte gar nicht sehen, sich ihm schon früh tief eingepägt hatten. Gewiss viele von den kleinern Zügen unserer Tagesgeschichte, die nur ein geistiges Auge belauschen kann, die aber dem Bilde vergangenen Treibens Saft und Kraft verleihen, sind mit ihm auf immer begraben. Ja wenn wir so an seinem Munde hingen, haben wir oft gerufen, wo ist der Griffel, der es aufzeichnet; jetzt wäre vielleicht der Griffel da, aber zu spät — der Mund spricht nicht mehr.

Klassisch war seine Jugendbildung, denn er vermochte mit ganzen Reihen von Versen aus Horaz und Homer die Unterhaltung zu würzen. Früher bestand bei der Universität die löbliche Sitte, dass der angehende Professor durch einen gedruckten Lebenslauf sich Rector und Senate vorstellen musste. Dieser sagt uns in fliessendem Latein (17. December 1817), dass der junge Student auf der Universität nicht blos die klassische Literatur bei Conz noch fortsetzte, sondern auch mit Vorliebe sich Pfeleiderer's und Bohnenberger's Mathematik und Physik zuwandte. Ja man erzählt, dass, als er später die medicinischen Fächer treiben musste, er mit grösster Anstrengung und auf Kosten seiner Gesundheit nebenbei von den alten Lieblingsstudien nicht ablassen konnte. Den Doctorhut erlangte er mit einer gekrönten Preisaufgabe:

sistens analysin chemicam renum hominis,
vaccae et felis.

Der Abschluss seiner Akademischen Studien fiel glücklicher Weise in die Zeit, wo im Frühjahr 1814 nach der Schlacht bei Leipzig die Allirten siegreich in Paris eindringen. Im October 1814 ging er daher mit seinem Vetter Leopold, der sich später in Heidelberg zu dem gelehrtesten Chemiker seiner Zeit aufschwang, nach Paris, wo er im Laboratorium von Vauquelin arbeitete, Gay-Lussac und Thenard hörte, aber auch bei Haupt, dem Begründer der Krystallographie, die Mineralformen studirte. Er hat mir oft erzählt, wie er mit diesem alten Meister vom Fach Arm in Arm den Vorlesungssaal verlassen habe, indem er der einzige war, der in der grossen Weltstadt für das Fach wirkliches Interesse bewies. Als aber am 20. März 1815

Napoleon in den Tuilerien wieder erschien, verliess er schleunigst die Stadt, und ging langsam über Giessen, Marburg, Göttingen, Jena, Leipzig, Halle nach Berlin, um bei Klaproth seine chemischen Studien fortzusetzen. Allein er fand dort nicht, was er suchte, die Einrichtungen zum Laboriren waren schlecht. Doch gefesselt durch die Freundschaft mit Weiss hielt er den Sommer dort aus, und nachdem er Werner in Freiburg besucht hatte, ging er nach Stockholm zu Berzelius, der ihn mit offenen Armen aufnahm. Sieben Monate lang arbeitete er bis zum Juni 1816 an dessen Seite, und machte in dieser Zeit seine Erstlingsarbeiten, Analysen über den Pargasit von Finland, und den Ichthyophthalm von Utö in den Abh. der Stockholmer Akad. 1816 in schwedischer Sprache bekannt.

An Schweden hing er immer mit ganz besonderer Liebe, und hier hat er offenbar seine Richtung genommen, die hauptsächlich auf Mineral-Analysen losging. Er durchreiste das Land zum Theil an der Seite von Berzelius. Grosser Freund der Botanik besuchte er Wahlenberg in Upsala 2 Mal, wurde in die Familie Linné's eingeführt, und sah noch dessen unverheirathete Tochter, die das Leuchten von Tropaeolum beobachtet hatte. Vorzüglich und mit ganz besonderm Eifer wurden jedoch schwedische Mineralien gesammelt, und dafür keine Kosten gescheut. Leider sind sie uns nicht geblieben, sondern in fremde Hände gelangt. Elfdalen, Fahlun, Dannemora, Utö wurden besucht, und von den berühmten Wasserfällen des Trollhätta ging es durch das unwirthsame Bergland Bohus nach Christiania; die Freude an Mineralien trieb ihn noch in vorgerückter Jahreszeit nach Laurvig und Arendal, und als er dann an der weiten Küste kein Schiff nach England fand, musste er sich den stürmischen Wellen nicht ohne Gefahr anvertrauen, nach Göteborg in Schweden zurück, um von hier die Gelegenheit nach London wahrzunehmen, wo er den Winter von 1816—17 zubrachte, mit Heuland, Brooke, Wollaston, Davy etc. Umgang pflog. Schon der März 1817 trieb ihn fort in die Berge, um Englands und Schottlands grosse Industrie zu sehen. Ueberall ward aus reinster Quelle geschöpft, und begünstigt von Glücksgütern

hatte sich in der Frische seines Geistes der Kreis des Wissens schon so sicher geschlossen, dass ihm auf seiner Heimreise nach dreijähriger Abwesenheit ein Ruf von Tübingen entgegen kam. Bis dahin hatte Kiemeyer dahier die Chemie neben der Botanik vertreten.

Es war nun einer der ersten Acte unseres Königs, dem die Universität so vieles dankt, dass beide Fächer getrennt wurden. Den jungen kaum 25 Jahre zählenden Gmelin hatte man zum Professor publicus ordinarius der Chemie ausersehen, eine Ehre, der sich in solchem Alter nur wenige Landeskinder rühmen können. Am 18. December Morgens 9 Uhr hielt er in der Aula nova (die jetzt die alte heisst) seine Antrittsrede: *Historia theoriae combustionis*. Damals gab es noch kein Laboratorium, sondern die alte Schlossküche mit ihren zwar grossen aber unheizbaren Räumen wurde ihm zum beliebigen Gebrauch überlassen. Da sich in jenen Zeiten mehr das Bedürfniss nach einem tüchtigen Lehrer als nach einem gewandten Experimentator geltend machte, so stellte sich das Verlangen nach bequemern Arbeitsräumen erst nach und nach ein. In Beziehung auf Lehrgabe ist er von wenigen erreicht, geschweige übertroffen. Seine sokratische Methode, eine Frucht klassischer Studien, zeigte sich besonders in den Examinatorien, welche er öffentlich vor einer grossen Zuhörerzahl mit ungetheiltem Beifall hielt. Hier lebte er auf und hier fühlte er sich in seinem wahren Elemente. Wenn er sonst nicht viel über Erfolg sprach, darüber konnte er sich freudiger Bemerkungen nicht enthalten. Das glückliche Band, was zwischen Lehrer und Hörer geschlungen ist, wenn beide nach dem Besten streben, gab ihm sichtlich Kraft und Lust zur Sache bis ans Ende, was bei einem Lehrer, der 85 Semester thätig war, kein geringes Lob ist.

Wir besitzen von ihm ein Buch mit dem bescheidenen Titel „Einleitung in die Chemie“, welches im November 1836 vollendet wurde. Gegen 136 Druckbogen stark ist es keine Einleitung im gewöhnlichen Sinne, sondern wer dieses Buch, welches für seine Zeit auf der Höhe der Wissenschaft stand, durchgemacht hat, weiss was Chemie ist. Wie der Verfasser

selbst gesteht, war es eine Frucht jener Examinatorien, und zwar in „ganz zwangloser Form“. Wie im Leben so blieb auch im Wirken das Zwanglose eine seiner originellsten Seiten. Der Feind wurde streng ins Auge gefasst, und wie es der Moment gab, besiegt, ohne weit medidirten Plan, und doch nicht planlos. Denn die Frage, wie soll man die beste populäre Chemie kurz und bündig schreiben, hat ihn als Lehrer bis an seinen Tod bewegt. Oft hat er die Feder angesetzt, oft die Feder wieder hingelegt, und noch am Morgen seines Todestages daran frisch gearbeitet. In seinem Haupte war die Frucht reif, aber wir sollten sie nicht mehr erndten.

Dem Experiment gab er zwar seine gebührende Stelle, allein die unzweckmässige Einrichtung, dass er 30 Jahre getrennt vom Laboratorium lesen musste, zwang ihn zu einer Gewohnheit, die mit der Hebung des Hindernisses nicht mehr ganz abzustreifen war. Auch der Glanz unserer heutigen Institute ist Errungenschaft, die manchen bitteren Kampf gekostet hat. Die jüngern können sich glücklich schätzen, dass jene Zeiten dank einer weisen Regierung wenigstens zum grössten Theil hinter uns liegen. Was man einmal 60 Semester zu thun genöthigt war, wird im 61ten schwer anders gemacht. Der süssen Gewohnheit mögen sich selbst die besten Geister im vorgerückten Alter nicht gern entziehen. Doch hat er auch hierin wenigstens den guten Willen gezeigt. Denn als das neue Laboratorium im Jahr 1846 eröffnet wurde, kündigten beide Lehrer praktische Uebungen in täglich 2 Stunden an. Es schien ein plötzlicher furor chemicus in das neue Kleid der Universität gefahren zu sein. Aber es zeigte sich bald, dass man keine Sprünge machen darf; zunächst schützten die Studirenden Mangel an Zeit vor, die Lehrer gaben vielleicht auch nicht ungern nach, und so reducirte sich der Unterricht in der Analyse auf wöchentlich 4 Stunden, welche Gmelin bis ans Ende treulich eingehalten hat. Die Menge ist damit zufrieden gewesen, wenn gleich bei Einzelnen Weiterstrebenden der Wunsch, mehr Gelegenheit zu haben, nicht immer in Erfüllung ging.

Für seine Person hatte Gmelin, der einst das Glück genoss, an der Seite der bedeutendsten Experimentatoren Europa's zu arbeiten, auch in der Analyse Fertigkeit und Pünktlichkeit sich angeeignet, worüber die Schriften namentlich aus der ersten Hälfte seiner Wirkungszeit das beste Zeugniß ablegen. Ich darf hier nur an die Analysen vom Petalit Juli 1819, Lepidolith September 1820, Periklin Juni 1824, Helvin Februar 1825, Lithionglimmer Febr. 1826, Turmalin Febr. 1827, Beryll Febr. 1840 etc. erinnern, welche als Dissertationen bei der medicinischen Facultät erschienen. Es herrscht dort nämlich die alt hergebrachte Sitte, dass der Praeses dem Doctoranden den Inhalt der Arbeit liefert. Geschichtlich sei nebenbei erwähnt, dass Gmelin der erste war, welcher im September 1820 die Dissertation über Lepidolith in deutscher Sprache schrieb. Wie es scheint, geschah es ohne Rücksprache mit Rector und Senat: die Sache wurde kurz damit abgemacht, dass Latein für Chemie nicht passe, folglich die Materie um der Form willen nicht leiden dürfe. Grade an den schwierigsten Dingen, wie Helvin und Turmalin, zeigte der Verfasser, wie sehr er seinen Vorgängern überlegen war. Sie bleiben für immer Muster von Analysen. In jene erste Zeit gehören auch die „Versuche über Wirkungen des Baryts, Strontians etc. auf den thierischen Organismus 1824“, welche als ein besonderes Werkchen herauskamen. Es leuchtet aus diesen mühsamen Arbeiten ein lebendiges Interesse auch für physiologische Probleme hervor. Wir besitzen aus den Jahren 1826—28 fünf Hefte „Naturwissenschaftlicher Abhandlungen herausgegeben von einer Gesellschaft in Württemberg“. Namen wie Bohnenberger, Gärtner, Schübler, Ferdinand und Christian Gmelin bürgen uns für den Inhalt, der unsern Jahreshften noch heute als Vorbild dienen könnte; die alten Grössen sind alle dahin, nur eine*) weilet hier noch unter uns, die davon sagen könnte. In jener Zeit erscheint Christian Gmelin als der fleissigste unter den fleissigen mit 6 inhaltsreichen Abhandlungen: im ersten Hefte verbreitete er sich über

*) Prof. Dr. Rapp.

die Kalkformationen Schwabens in Beziehung auf Bittererdegehalt. Die Bittererde hatte damals durch die gefeierte Abhandlung Buch's über den Dolomit neues Interesse für Geologen bekommen. Gmelin wies ihr nun eine bis dahin nicht geahnte Verbreitung nach. Im 3. Heft kommt die Untersuchung vom Wasser des todtten Meeres, welches ihm ein Bürger von Ehningen gefüllt und in wohl verpichteter Flasche überliefert hatte. Im 5. Heft werden wir in den Beiträgen zur nähern Kenntniss der Natur vulkanischer Gebirgsarten mit der neuen wie genialen Methode bekannt, welche in Beziehung auf die Zerlegung von Klingstein und Basalt ungetheilten Beifall fand. Mögen auch jetzt wieder andere Ansichten Platz greifen wollen, dem einstigen Verdienste ist damit wenig genommen. Den Schluss macht die Zeitschrift mit der Darlegung über das künstliche Ultramarin, was praktisch mit so glücklichem Erfolge gekrönt ist. Die ungeschminkte Erzählung des Hergangs zeigt zur Genüge, welcher wesentlicher Antheil ihm daran gebührte. Seine zufällige Entdeckung, dass der Ittnerit vom Kaiserstuhl im Feuer schön blau ward und in Säuren Schwefelwasserstoff entwickelte, wie das Ultramarin, hatte schon im Jahre 1822 die Idee der Bereitung in ihm erweckt. Aber in einer kleinen Stadt waren bei der Kostbarkeit des ächten Ultramarins, das seit undenklicher Zeit aus dem seltenen Lasurstein der hohen Tartarei dargestellt wird, die nothwendigen Vorarbeiten mit grossen Schwierigkeiten verknüpft. In dieser Bedrängniss ging er im Frühjahr 1827 nach Paris, und theilte Gay-Lussac sein Vorhaben mit. Der französische Gelehrte gab ihm den Rath, gegen Niemand etwas zu äussern, und derselbe war es dann, der 10 Monate später am 4. Februar 1828 den Pariser Akademikern verkündigte, dass einem Herrn Guimet in Toulouse die künstliche Darstellung gelungen sei, ohne dabei Gmelin's zu gedenken! Gay-Lussac (Ann. Chim. Phys. 1828. XXXVII. 413) sucht sich nun zwar dagegen zu rechtfertigen, und Guimet behauptet sogar, dass er das Geheimniss schon Jahre lang mit sich trage, und der Maler Ingres bereits im Juli 1827 sich des künstlichen Products beim Plafond des Museums von Charles X. bedient habe; nur bemerkt

Poggendorf (Annalen 1828. XIV. 370) dagegen sehr triftig, wie auffallend es sei, dass er seine Entdeckung 2 Jahre zurückhalten mochte, während die Société d'Encouragement schon seit 4 Jahren einen Preis von 6000 Franken vergeblich darauf gesetzt hatte. Die Sache ist unklar. Das eine aber um so klarer, dass öffentlich keiner die Natur so auf ihrer That belauscht hat, wie unser Gmelin, der durch blosses Blasen der Löthrohrflamme auf einen schwarzgrauen Stein das Blauwerden vor Augen führte, und von hier aus durch Verbesserung der Analysen den Grund im Schwefel erkannte. Er war das neue Ferment, das die Köpfe in Bewegung setzte, seine glückliche Combinationsgabe hat den Tartarenfürsten eines der werthvollsten Juwelle entführt. Jetzt hat der Tod auch die Schmerzen gestillt, welche die Worte bergen: „Wenn eine wichtige technische Entdeckung reichen Gewinn verspricht, so ist es gewiss Niemand zu verargen, wenn er sie in der Absicht geheim hält, um sich unabhängig zu machen; denn Unabhängigkeit ist das höchste Gut vernünftiger Menschen.“ Gmelin meint hier ausdrücklich die Unabhängigkeit durch irdische Güter: aber nicht sich hatte er dabei im Auge, sondern die Seinigen, für die er als liebender Vater oft nur zu ängstliche Sorge trug. Doch geziemt es uns nicht darüber zu rechten, noch zu klagen, wenn er einen Theil seiner Persönlichkeit dem heiligen Feuer der Wissenschaft entzog, um ihn in Liebe zur Familie an das Wohlergehen des Vaterlandes zu knüpfen. Er hat sich damit seine Stellung zur Welt nicht leichter gemacht. Aber das Wollen des Guten entscheidet für den braven Mann, desshalb wird ihm die Erde jetzt um so leichter sein.

Nekrolog des Professor Dr. Hochstetter zu Esslingen, vorgetragen von Oberstudienrath v. Kurr.*

M. Christian Ferdinand Hochstetter wurde am 16. Februar 1787 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater, Joh.

* Grösstentheils nach einer in Heindl's Galerie berühmter Pädagogen, Augsburg 1857 erschienenen Selbstbiographie.